

33.48

Extra-Beilage zum Gefellschafter Nr. 18.

Freitag den 3. März 1848.

Württembergische Chronik.

Stuttgart, den 2. März. Das Regierungsblatt enthält folgendes

unmittelbare Königliche Dekret:

Königliche Verordnung,
betreffend die

Aufhebung der Censur.

Wilhelm,
von Gottes Gnaden König
von Württemberg.

Wir haben in Betreff der Verhältnisse der Presse nach Vernehmung Unseres Geheimen-Raths beschlossen und verordnen hiemit:

§. 1.

Die durch die Verordnung vom 1. Oktober 1819 eingeführte Censur ist aufgehoben.

§. 2.

In Folge hievon treten, bis ein die Verhältnisse der Presse regelnder Beschluß der deutschen Bundesversammlung erfolgt, sämtliche Bestimmungen des Gesetzes über die Pressfreiheit vom 30. Januar 1817 wieder in Wirksamkeit.

§. 3.

Ueber einstweilige Einführung eines abgekürzten, öffentlichen und mündlichen Verfahrens in Presssachen soll den Ständen demnächst eine Vorlage gemacht werden.

Unsere Ministerien der Justiz, der auswärtigen Angelegenheiten und des Innern sind mit der Vollziehung der gegenwärtigen Verordnung beauftragt.

Gegeben, Stuttgart, den 1. März 1848.

Wilhelm.

Der Chef des Justizdepartements:
Prieser.

Der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten:
Beroldingen.

Der Minister des Innern:
Schlayer.

Auf Befehl des Königs,
für den Staatssekretär, der Geheime Legationsrath:
Maucier.

Magold, den 3. März. Diesen Vormittag wurde der hiesige Stadtrath und Bürger-Ausschuß auf dem Rathhause versammelt, wo demselben folgendes Königliche Manifest verkündigt wurde:

Württemberger!

Die großen Weltbegebenheiten, deren Wirkungen für unser Land, so wie für unser großes gemeinschaftliches Vaterland noch nicht zu übersehen sind, haben die größte Aufregung hervorgebracht. In diesem entscheidenden großen Augenblick spricht euer König zu Seinem treuen Volk. Bewährt auch jetzt wieder euren ächt deutschen Charakter, fest in dem Vertrauen in die göttliche Vorsehung, deren Allmacht und Weisheit das Schicksal der Völker lenkt, treu gegen eure Regierung und Verfassung, die eure Rechte und Eigenthum beschützt; Ruhe, Ordnung und Gehorsam vor dem Gesetz ist die heiligste und nothwendigste Pflicht. Reichen wir unsern deutschen Brüdern die Hand; wo unserm Vaterland Gefahr droht, werdet ihr Mich an eurer Spitze sehen. Segen unserem Vaterland, Heil und Ruhm für ganz Deutschland!

Der Student und der Schneidergesell.

(Eine wahre Begebenheit.)

Es war im November des Jahres 1827, als der Student F. zu Leipzig, welcher sich der Rechte gewidmet, in der Abenddämmerung einen Spaziergang auf die Connewitzer Chaussee unternahm, denn er hatte den ganzen Tag gebüffelt, um in der Studentensprache zu reden, und bedurfte der Erholung. Der Sohn der Themis stammte von armen Eltern aus dem Erzgebirge und er mußte sich oft kümmerlich durchhelfen. Heute aber war sein Herz so recht froh gestimmt, er war so glücklich gewesen, ein Stipendium von dreißig Thalern zu erhalten, das seine Bedürfnisse für den Winter gar wohl deckte, denn er genoß Mittags und Abends die Wohlthat des Konvikts und nahm auch wöchentlich zweimal mit Antheil an dem Mantelfischen Freitisch.

Während er so vor sich hinging, gewahrte er einen reisenden Handwerksburschen. Der Wind pffiff durch die hohen Pappeln der Chaussee und am Himmel drohte auf's Neue Regenwetter. Armer Mensch! dachte der Student, er hinkt und hat gewiß heute eine weite Tour gemacht. Da der Reisende sich mehrmals umsah, glaubte der Musensohn, er warte auf Gelegenheit ihn anzusprechen, was die Handwerksprache fechten nennt. Er kam näher, der Reisende wagte es jedoch nicht, aber in seinem Gesicht lag eine Wehmuth, ein unendlich tiefes Weh. Er schämt sich vielleicht zu betteln, dachte der Student und steckte den Groschen wieder in die Tasche, den er schon deshalb herausgeholt. Als sie so neben einander gingen, zog der Rei-



sende seinen Hut ab und sagte: Werther Herr! stehen Sie mir bei mit Rath und That, wie ich nach Leipzig gelange, das heißt: zum Thor hinein. Ich bin Schneidergesell, schon lange auf der Wanderschaft und mir fehlen drei Thaler, die ich gleich hier im Thore dem Einnehmer vorzeigen muß! Schon seit drei Stunden renne ich hier in Verzwägung auf und ab. Wenn ich das Geld nicht vorzeigen kann, bringt mich die Polizei augenblicklich wieder zum anderen Thor hinaus, es wird schon Nacht und ich kann nicht weiter. Drei Thaler auf fünf Minuten können mich retten, denn ich habe in Leipzig einige Freunde, die mir gewiß Arbeit verschaffen und ich bin ein stinker Arbeiter. Leipzig war das Ziel aller meiner Wünsche, jetzt stehe ich davor und kann nicht hinein. O Gott! wenn mir Niemand hilft, so verscherbe ich vielleicht mein ganzes Lebensglück.

Seyd rubig guter Freund! entgegnete der Student. Drei Thaler baar habe ich nicht bei mir, aber ich schaffe Sie auch, ich gehe nach Hause und bringe das Geld hierher, obgleich es den Gesetzen zuwiderläuft. Haltet Euch nur hier auf der Chaussee auf, oder dort, nach dem Windmühlenthor zu.

Freudig ergriff der Reisende des Studenten Hand und rief: O, tausend Dank! Sie sind mein Retter. Halten Sie Wort, werther Herr! ja Sie werden es halten, denn sonst müßte ich vergeblich in meiner Noth.

Eilig entfernte sich der Student, denn sein Weg war weit, er wohnte in der Ritterstraße. Vorwärts! rief er sich zu, es gilt eine gute That, einen Armen aus der sichtbarsten Verlegenheit zu reißen, gleichviel ob hier das Gesetz umgangen, aber der Mensch ist keiner von den Liebslichen, das zeigt sein ganzes Benehmen und der Ton seiner Rede.

Unterdessen war es immer finsterner geworden, Regen und Wind wechselten mit einander ab, und mit Ungeduld erwartete der arme Schneider seinen Befreier. Endlich kam er in allem Weiter und seine Augen glühten vor Freude, als er dem Beerangten die drei Thaler in die Hand senkte, der nahe daran war, vor seinem Retter ins Antlitz zu sinken.

Laßt mich voran gehen, sagte der Student, damit die Saate nicht etwa im Thore auffällt. Es geschah. Der müde Schneider vergaß sein Hinten und konnte jetzt mit gutem Gewissen einziehen. Wanderbuch! brummte der Aufpaffer. Nachdem er dies dargereicht, hieß es: Reisegeld! Alles in Ordnung.

Einen solchen freudigen Einzug hatte der Arme nicht erwartet. Unweit der grünen Linde stand der wackere Student, der heute Abend um sein Abendbrod im Konvikt gekommen; doch spürte er keinen Hunger, denn die edle That hatte ihn hinlänglich gesättigt.

Fast mit Thränen übergab ihm der Gesell das dargereichte Geld und dankte tausendmal. Hier, guter Freund! Ihr brauwt Nachtlager, rief der Musensohn und drückte seinem Befreier den Geld in die Hand. Ehe der Fremde ein Wort erwidern konnte, war der edle Student verschwunden. Zwölf Groschen, murmelte der Schneider, möge es ihm der Himmel segnen!

Schon den zweiten Tag nach seiner Ankunft hatte der Fremde in einer der größten Werkstätten eines Leipziger Kleiderverfertigers ein Unterkommen gefunden. Als ein Vierteljahr nachher unser Studio eines Sonntags über seinen Büchern saß, klopfte es an die Thür und ein elegan-

ter Herr tritt herein. Musensohn reißt sein rothes Käppchen herab und sieht ehrerbietig auf. Entschuldigen Sie, mein Herr! rief der Eingetretene, ich sah Sie gestern hier zum Fenster heraus schauen und ich bin so frei, bei Ihnen einzusprechen, denn die Dankbarkeit treibt mich her. Ich bin der Schneidergesell von der Sonnenwitzer Chaussee.

Man denke sich des Musensohnes freudiges Erstaunen. Der ehrliche Schneider wollte seinem Retter eine Weste oder ein paar Beinkleider machen und fragte deshalb an.

Beide sahen sich öfters wieder. Jener erlangte das Meisterrecht, dieser wurde Advokat. Von Jahr zu Jahr ging es mit Beiden immer brillanter. Der Schneider arbeitete schon seit Jahren für den Herrn Doktor und weist ihm alle Prozesse zu. Sie sind Beide geachtete Männer in Leipzig, brave Kommunalgardisten und stehen bei einer Kompagnie.

Der Franzose und der Holländer.

Der jüdische Bankier Samuel Bernard, welcher ein ungebeures Vermögen zu sammeln Gelegenheit fand, war ein Mann, der die vorrefflichsten Eigenschaften des Herzens mit manchen Fehlern in sich vereinigte. Namentlich ließ er sich zuweilen von einer schnell aufstodernden Heftigkeit hinreißen. Eines Abends hatte er eine große Gesellschaft in seinem Hotel um sich versammelt, in der sehr hoch gespielt wurde. Bernard, ein leidenschaftlicher Spieler, sah sich so sehr vom Glücke begünstigt, daß er am Ende fünfzig tausend Thaler auf eine Karte setzte. Ein ihm gegenüber sitzender Holländer hielt diese Summe gegen ihn und gewann sie, was Bernard so wüthend machte, daß er seinen Gegner zur Thür hinausweisen und ihm die gewonnene Summe in Säcken auf die Straße nachwerfen ließ, unbekümmert, wie der Mißhandelte mit seinem Schatze nach Hause gelange, der wohl das Gelüste irgend eines Vorübergehenden zu erwecken im Stande war, und vielleicht einen Mord zur Folge haben konnte.

Der Holländer, der aber eben so pblegmatisch, wie der Franzose aufbrausend war, begab sich in seine Wohnung, ohne sich um den, in einer Gasse liegenden, Schatz zu kümmern.

Der Zufall wollte, daß Niemand während der Nacht an dieser Stelle vorüberkam, und des Morgens Bernards Diener die Säcke fanden und dieselben ihrem Herrn zurückbrachten, der des Holländers originelle Handlungsweise weit großartiger wie die seinige fand und deshalb, um seinen Fehler wieder gut zu machen, das Geld, nebst seinen Entschuldigungen seinem Gegner zusandte.

Der Lebensmüde.

Senke bald Dich, Lebensabend!
Müde bin ich meiner Lust!
Wie so süße, wie so labend,
Sind ich in dem Grabe Raht.
Keine Heimath will mir winken,
Immer, immer treibt mich's fort!
Wollte meine Sonne sinken!
Sünd' ich einen Ruhepost!
Alles eilt zu seinem Ziele,
Auch die Welle weicht dem Sturm.
In dem heißen Kampfgewühle
Sinkt zum Staube hin der Thurm.
Viele Tage sah' ich bleiben,
Was geblüht, verweht zu Staub.
Tod! laß meiner Ort' Dir reichen!
Nimm mich hin zu Deinem Raub!!

G. H. Ströde.

M

No

Sal
Am Frei

wird in d
garde da
Haberquar
nison im
als:

von de
Dori
von de
Sulz

wozu man
Bemerkun
mer Bürg
sie diesseit
Männer
chen Präd
nif auszu

Den 3
Die M
der R
vi

Hoffar

Im Dli
den unter
gen am
M

versteigert

23 St

Star

1 S

62 eich

chene

75 Hei

10 Kl

buch

1 Klast

und

650 eich

200

welle

Die S

sucht, di